

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Kurt Appel / Rudolf Langthaler (eds.), *Richard Dawkins' Gotteswahn*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Appel, Kurt

Ursprung und Defizite des Dawkinschen Religionsbegriffs

in: Kurt Appel / Rudolf Langthaler (eds.), *Richard Dawkins' Gotteswahn*, pp. 161–197

Wien: Böhlau 2009

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Vandenhoeck & Ruprecht Verlage: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Kurt Appel / Rudolf Langthaler (Hrsg.), *Richard Dawkins' Gotteswahn* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Appel, Kurt

Ursprung und Defizite des Dawkinschen Religionsbegriffs

in: Kurt Appel / Rudolf Langthaler (Hrsg.), *Richard Dawkins' Gotteswahn*, S. 161–197

Wien: Böhlau 2009

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy der Vandenhoeck & Ruprecht Verlage publiziert: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Ihr IxTheo-Team

Ursprung und Defizite von Dawkins' Religionsbegriff oder: Warum Dawkins die Religion aus seinen Voraussetzungen heraus nicht verstehen kann

„Aber in der Tat ist kein Mensch so verdorben, so verloren und so schlecht, und wir können niemanden für so elend achten, daß er überhaupt nichts von der Religion in sich hätte“ (Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion I, 15)

1. Die Dawkinssche Zwangsläufigkeit

Vorweg sei gesagt, dass Dawkins' Buch „The God Delusion“ philosophisch gesehen zwar weder besonders neu noch besonders tief Sinnig ist, aber doch Beachtung finden muss. Einerseits weil sein Buch den Finger auf die Absurditäten mancher Vertreter und Verteidiger der Religion legt: Dies betrifft sowohl die Argumente, die für die Existenz Gottes oder die Notwendigkeit der Religion geltend gemacht werden wie z.B. die Herleitung der Moral aus der Religion („nur wer religiös ist, kann moralisch leben“) als auch die völlige Unmoralität, Religion lediglich als Etikette des eigenen Machtanspruchs zu funktionalisieren. Andererseits aber, und dies ist der Hauptgrund, weil das Buch symptomatisch ist und im wahrsten Sinne den Nerv unserer Zeit trifft. Es bringt eine Stimmung zum Ausdruck, die besonders in der angelsächsischen Welt (dem Bezugspunkt von Dawkins), auf Grund deren kultureller Hegemonie aber weit darüber hinaus verbreitet ist. Dawkins ist ein globales Phänomen.

Bevor dem tieferen Grund dessen nachgegangen wird, soll Dawkins' Buch kurz rekapituliert werden. Es ist dabei in einem ersten Schritt nicht so wichtig, auf die einzelnen Kapitel und auf einzelne Aussagen im Detail einzugehen, sondern sich kurz den Gesamtduktus des Buches vor Augen zu führen. Wohl gemerkt: Die aufzuzeigende Argumentation ist kein Proprium von Dawkins, sondern wird auch von vielen anderen, vornehmlich angelsächsischen Philosophen wie etwa Dennett vertreten. Die Grundaussage lautet in etwa folgendermaßen: Die Menschheit – zumindest im europäisch-vorderasiatischen Kulturkreis – hat bisher mehr oder weniger an einen sich außerhalb von Raum und Zeit befindlichen Schöpfer geglaubt, der diese Welt gemacht hat und auch von Fall zu Fall einmal in das Weltgeschehen eingreift. Um auf diesen Gott einzuwirken, d.h. ihn zu beeinflussen, veranstaltet der Mensch eigenartige Anstrengungen, sogenannte religiöse Rituale, die viel Zeit und Energie kosten. Beispiele dafür sind Gebet, Opfer, sophistische Beweise u.a. Viel schlimmer aber als der von solchen Anstrengungen verursachte Energieverbrauch, der nach Dawkins eigentlich (weil schädlich fürs Überleben) nicht sein sollte, ist, dass der von den Menschen postulierte Gott uns vom Denken abbringt. Er wird nämlich immer da bemüht, wo Denkfaulheit um sich greift, d.h. wo man sich der Mühe entzieht, die natürliche Ursache einer Gegebenheit unserer Welt herauszufinden und für das nicht Gewusste einfach „Gott“ einsetzt. Daher das Motto des von Dawkins' Buch: „Ich bin ein Gegner der Religion. Sie lehrt uns, damit zufrieden zu sein, dass wir die Welt nicht verstehen.“ Problematischer noch als die Ignoranz der Religion ist ihr Machtanspruch: Im Namen Gottes (oder der Götter) werden mehr oder weniger willkürliche Normen formuliert – ohne tiefere Rechtfertigung, ja ohne Möglichkeit einer solchen, weil Götter nur Hirngespinnste sind. „Gott“ ist dabei das Vehikel, den eigenen Machtanspruch über eine andere Gruppe zu rechtfertigen und zu stabilisieren. Eingeräumt werden muss freilich, dass Dawkins großzügig ist und nicht allen Religionen diesen Machtanspruch gleichermaßen unterstellt: Es gibt immerhin Kirchen wie diejenige, aus der er herkommt (d.h. die anglikanische), die recht sympathisch sind, was sich darin zeigt, dass sie dem Menschen, sogar dem Nichtgläubigen in Toleranz begegnen und anderen nicht ihre Meinung aufzwingen wollen und dazu noch ein paar nette und skurrile Bräuche bereitstellen. Allerdings bleibt das Problem, dass sie die Wissenschaft durch ein Phantasieprodukt ersetzen und auf diese Weise

den Menschen behindern, autonom zu werden, sich seines Verstandes zu bemüßigen. So paraphrasierend Dawkins' Denkens. Es kann hinzugefügt werden, dass es nach der Meinung von Dawkins fast so etwas wie eine Weltformel gibt, mit der wenigstens die Erscheinungen des Lebens inklusive des Menschen erklärt werden können, nämlich die Evolutionstheorie. Nicht zu vergessen allerdings, dass diese Evolutionslehre, wie Darwin sie formuliert hat, noch besser funktioniert, wenn man Dawkins' Theorie der „Meme“ hinzunimmt. Denn mit diesen mysteriösen Bausteinen des menschlichen Gedächtnisses ist auch ein Schlüssel für die kulturelle Evolution des Menschen und für menschliche Grundvollzüge wie Sprache und Religion an die Hand gegeben.

Dawkins' Theorie klingt also, sieht man einmal von den erklärungsbedürftigen Memen, auf die wir noch zurückkommen werden, zumindest fürs erste plausibel. Auf alle Fälle kann ihm darin explizit recht gegeben werden, dass im Namen aller möglichen und unmöglichen Religionen Menschen in geistiger Abhängigkeit gehalten werden und dass die Religion auch sehr oft dazu dient, jeden Blödsinn zu legitimieren, was die ganze Welt die letzten Jahre ja hinlänglich bei angeblich von Gott „Erleuchteten“ wie George W. Bush oder Obama bin Laden äußerst schmerzlich wahrnehmen musste und noch immer muss. Wie steht es aber mit der Wahrheit des Offensichtlichen? Versuchen wir einmal einen Vergleich aus unserem täglichen Leben mit den „Offensichtlichkeiten“ von Dawkins: Die Behauptung, dass die Erde eine Scheibe ist, um die sich die Sonne bewegt, scheint zunächst völlig plausibel, ebenso z.B. die Aussage, dass Steckdosen ein Wohnort von Gespenstern mit besonderen magischen Kräften sind. Natürlich wissen wir auf Grund der Schulbildung bzw. auf Grund der kulturellen Plausibilitäten, dass das nicht so ist. Blieben wir bei diesen Meinungen, gäbe es hoffentlich eine Reihe verständiger Menschen, die uns nicht nur nahebrächten, dass es für die von uns zu beobachtenden Phänomene ganz andere Begründungen gibt, sondern uns vielleicht sogar aufzuzeigen vermöchten, dass ein Beharren auf diesen Meinungen zu Absurditäten führte, die unser ganzes Leben und auch das unserer Mitmenschen durcheinanderbrächten und letztlich verunmöglichten.

Es gibt also den Reiz des Verstehbaren, der uns dazu verführt, dem Offensichtlichen Glauben zu schenken, aber er hat da seine Grenze, wo ein Beharren auf dieser oder jener Meinung dazu führt, dass die Welt insgesamt ins Absurde kippt. Dawkins geht sozusagen die Wette ein, dass es gerade die Religion ist, deren Lehren uns zu Absurditäten führt, während hier die Wette gilt, dass es Theorien wie die von Dawkins sind, die nicht funktionieren. Zu fragen ist aber, was der Grund dafür ist, dass Dawkins' Thesen auf den ersten Blick eine gewisse Plausibilität beanspruchen können.

Der erste Grund liegt darin, dass Dawkins in einem Kontext schreibt, in dem kaum mehr ein Bewusstsein der methodologischen Differenz von Philosophie und Naturwissenschaften gegeben ist oder deutlicher ausgedrückt: Er schreibt in einem Kontext, in dem es eine gewisse naturwissenschaftliche Allgemeinbildung gibt, aber kaum ein Wissen um die philosophische Tradition. Wir haben in Europa und in Nordamerika eine leidliche Ahnung von den Naturwissenschaften. Nicht, dass das Allgemeinwissen darüber berauschend wäre, aber es gibt einen gewissen Konsens über das, was naturwissenschaftlich vertretbar ist und was in das Reich der Märchen gehört, wenigstens gilt das für die Grundlagen der Naturwissenschaften. Ein typisches Beispiel ist die Evolutionslehre: Kein vernünftiger Mensch in Europa wird bezweifeln, dass die Evolution eine Tatsache ist. Andernfalls müssten wir sämtliche Erkenntnisse der Paläontologie, der Physik, der Chemie, der Astronomie und damit vieles von dem, was unser Alltagsleben bestimmt (Elektrizität, Mineralogie etc.), über Bord werfen. Ganz anders schaut es aber mit der Philosophie aus: Natürlich gibt es auch in ihrem Gebiet eine unendlich differenzierte Methodologie, das Problem ist jedoch, dass diese in weiten Bereichen, besonders in der angelsächsischen Welt (und leider auch zunehmend in der

deutschsprachigen), überhaupt nicht wahrgenommen wird. Dawkins zitiert alle möglichen und unmöglichen Philosophen, philosophische Denker aber, die bereits äußerst komplexe Überlegungen zum Verhältnis von Physik (bzw. Naturwissenschaften) und Metaphysik (Philosophie) und deren Methoden angestellt haben wie Aristoteles, Descartes, Leibniz, Kant oder gar Hegel und Heidegger hat er offensichtlich nie gelesen (und falls unwahrscheinlicherweise doch, hat er kein Wort verstanden, was sich auf fast peinliche Weise in seiner Abhandlung des ontologischen Gottesbeweises zeigt). Man muss Dawkins zugestehen, dass viele heutige Philosophen das ebenso nicht gemacht haben und daher deutlich hinter das in der Philosophiegeschichte bereits erreichte Niveau zurückfallen¹. Dieser Verlust an Philosophie hängt sicherlich mit einem generellen Geschichtsverlust zusammen, d.h. es besteht ein Generalverdacht und eine Überheblichkeit gegenüber dem Wissen der Tradition. Tiefer aber hängt diese Zurückdrängung der Philosophie damit zusammen, dass ihre Methodologie unserem Alltagsdenken nicht nur fremd geworden ist, sondern sogar quersteht. Wir sind gewohnt, in funktionellen Kategorien zu denken, d.h. wir suchen das, was vergegenständlichbar (objektivierbar), berechenbar und beherrschbar und damit unmittelbar benutzbar ist, während uns der Blick bzw. das Ohr für das, was sich nicht unmittelbar zeigt bzw. zum Ausdruck bringt, was in seiner Freiheit jede Prognostizierbarkeit und Vergegenständlichungsmöglichkeit sprengt, entschwunden ist. Hier darf nicht unerwähnt bleiben, dass besonders die angelsächsische Tradition dazu neigt, mehr funktionell (d.h. vergegenständlichend) und weniger spekulativ (als spekulativ soll hier zunächst das bezeichnet werden, was nicht unmittelbar als Objekt gegenwärtig sein kann und trotzdem der tragende Grund einer Sache ist) zu denken². Und da diese Tradition eine kulturelle Hegemonie gewonnen hat, haben auch Philosophien wie die griechische, deutsche oder französische, die gerade für metaphysische Fragen ein oft viel reichhaltigeres Instrumentarium entwickelt haben, dramatisch an Bedeutung verloren. In der englischsprachigen Welt werden sie im Allgemeinen ungenügend rezipiert, weil sich diese Welt wenig in anderen Sprachen zu bewegen vermag und dies ja in der Regel auch nicht muss.

Damit ist etwas angeklungen, was nicht unterschätzt werden darf, von Dawkins allerdings kaum in den Blick genommen bzw. höchst eigenartig mit seiner Mem-Theorie angedeutet wird, nämlich der kulturelle Kontext von Wissen, der neben dem mechanistisch-funktionalen Reduktionismus den zweiten Grund ausmacht, warum sein Buch ein globales Phänomen werden konnte. Ein heikler Punkt von Dawkins liegt darin, dass er, vielleicht ohne es zu merken, eine ganz bestimmte Wissensauffassung, einen ganz bestimmten Weltumgang universell setzt, der vornehmlich der angelsächsischen Kultur entspringt, mittlerweile aber ein globales Phänomen darstellt. An dieser Stelle lässt sich einwenden, dass es doch egal sei, woher Wissen kommt, Hauptsache ist, dass es stimmt, aber so einfach liegt die Sache nicht. Denn letztlich fallen in allen Wissenschaften – besonders in den Geisteswissenschaften und in der Philosophie, aber auch in den Naturwissenschaften – die Würfel bereits in der Art der Frage und des Vorverständnisses, unter dem die Frage gestellt wird. Natürlich hat es universale Gültigkeit, dass die Sonne uns auf Grund einer in ihrem Inneren stattfindenden Kernfusion Licht gibt, welches die Bedingung alles Lebens ist, aber damit ist noch nicht gesagt, dass dieser naturwissenschaftliche Zugang der einzige ist, unter dem wir die Sonne in den Blick nehmen können. Es ist noch nicht gesagt, dass dieser Stern nicht noch andere, z.B. poetische, naturphilosophische, religiöse etc. Wahrheiten hat, die außerhalb des Fragehorizonts der Naturwissenschaften sind. Dawkins aber reduziert das Sein auf das

¹ Hier sei nicht zuletzt auf die Behandlung des ontologischen Gottesbeweises verwiesen. Siehe dazu die Ausführungen von R. Langthaler in diesem Buch!

² Dass es auch in dieser Tradition große Vertreter gibt, von Bacon über Hume bis Brandom, um nur einige zu nennen, bei denen das nicht der Fall ist, ist zu offensichtlich, um hier länger darüber zu schreiben.

Messbare, d.h. letztlich ist für ihn das Wesen der Welt funktional bestimmt. Wie bereits erwähnt ist dies aber die Voraussetzung dafür, sich die Welt nutzbar zu machen: Ein Sein, welches als Gegenstand begrenzbar ist, welches jede Freiheit und Besonderheit verloren hat, kann berechnet und damit meiner Kontrolle unterstellt und benutzt werden. Das Freie, Überraschende, das, was nicht in eine vorhersagbare Ordnung zu bringen ist, gilt diesem Denken als irrational und unwissenschaftlich.

Sehr bezeichnend und gut in diese Diagnose passend ist die Sprache, die Dawkins verwendet, wenn er über die Religion spricht. Er geht davon aus, dass auch dieses Phänomen darwinistisch erklärt werden kann, was für Dawkins den Gesichtspunkt der Lebenserhaltung (oder Generhaltung) einschließt. Was dieser Erhaltung *nützt*, wird sich entwickeln, was nicht *nützt*, wird untergehen. Hier stößt man direkt auf das vorher angezeigte Nützlichkeitsdenken, ohne dass allerdings je gefragt wird, wem dieses Nützlichkeitsdenken nützt. Könnte es sein, dass eine ganz bestimmte Wirtschaftslogik (die kapitalistische), welche Sachen auf deren Nützlichkeitswert reduziert, um diese frei, d.h. von allen Situationen entschränkt zirkulieren lassen zu können, im Hintergrund jenes Weltzugangs steht? Könnte es vielleicht sein, dass da, wo es wirklich um geistige Angelegenheiten wie Liebe oder Religion geht, die Nützlichkeit versagt? Ist vielleicht das Nutzlose das Wahre? Könnte die Evolution, über die wir durch Darwin Bahnbrechendes gelernt haben, naturphilosophisch gesehen noch andere Dimensionen als diejenige der Selbsterhaltung haben, ohne freilich diese als Moment zu leugnen? Liegt nicht, wie oben angedeutet, in dieser Suche nach Nützlichkeit und der Übertragung des Gedankens der Selbsterhaltung auf die Sphäre des Menschen ein monströser Egoismus, der die Dinge gar nicht in ihrem Eigenwert gelten lassen kann? Und bringt dieser Gedanke nicht eine Zwanghaftigkeit viel größerer Dimension zum Ausdruck als alle bisherigen religiösen Systeme? In diesem Zusammenhang wäre natürlich auch interessant, was denn Dawkins mit „Verstehen“ überhaupt meint. Es scheint, dass dann für ihn etwas als verstanden gilt, wenn eine lückenlose Kausalkette von einem Ereignis zum anderen gespannt werden kann. Eine Sache ist dann eine Tatsache, wenn ich sie einer lückenlosen Erklärung zugeführt habe. Diese Lückenlosigkeit allerdings erklärt, wie wir sehen werden, nicht nur nichts, sondern ist auch zutiefst unmenschlich. Das ihr entsprechende Bild ist das des Fließbandes. Die Fabrik funktioniert nur, wenn alles lückenlos ist, wenn jedes einzelne Glied sich nützlich in die letzte Lücke einfügt. Es wird also im Folgenden nicht zuletzt darum gehen, aufzuzeigen, dass das Denken von Dawkins zu nichts anderem als zum Wahn eines lückenlos funktionierenden Mechanismus führt, der in letzter Konsequenz den Menschen noch viel radikaler auslöschen würde als dies selbst die unmenschlichsten Religionen und Ideologien bisher vermocht hatten.

2. Was heißt eigentlich darwinistische Zwangsläufigkeit?

Einer der Angelpunkte der Argumente Dawkins' liegt im Bezug auf den Darwinismus. Selektion, Mutation und Generation als Motoren des Lebens sollen hier selbstverständlich nicht bestritten werden, die Frage ist aber, wie „wasserdicht“ der Darwinismus ist, wenn er als Grundlage einer Philosophie des Geistes herangezogen wird. Zunächst ist auffällig, dass der Darwinismus in der Sphäre der menschlichen Kultur nur eine sehr geringe Erklärungskraft hat, weil er letztlich auf bloße Tautologien hinausläuft. Ein typisches Beispiel ist die Art und Weise, wie Religion darwinistisch erklärt wird, wobei ergänzend bemerkt werden kann, dass Darwin selbst kaum Darwinist in diesem Sinne war. Nun, Dawkins' These ist, dass Religion entstanden ist, weil die natürliche Selektion „einen Druck ausübte, der die Hinwendung zur Religion begünstigte“ (225). Dawkins selbst gibt zu, dass es zunächst sehr schwer zu erklären ist, wieso gerade Religion auftritt, „wo sie doch Zeit- und Energieverschwendung ist“ (vgl. 227). D.h. wir haben in einem ersten Schritt überhaupt keine nähere Erklärung des Phänomens Religion. Damit reduziert sich aber die Aussage darauf, dass es Religion gibt, weil sie gemäß dem Darwinschen Prinzip der Selektion dazu geführt hat, dass der Homo

sapiens mit Religion bessere Überlebenschancen gehabt hat als der Homo sapiens ohne Religion. Gleiches gilt auch für Sprache, Kultur, Geschichte etc., d.h. für alle Ausdrucksformen des Geistes. Man kann auf die Frage „Warum gibt es Sprache? Warum gibt es Kultur? Warum gibt es Religion? Warum hat das Buch von Dawkins einen derartig großen Erfolg? Warum wurde George W. Bush Präsident der USA? Warum konnte Hitler in Deutschland die Macht an sich reißen und ermordete Millionen von Juden, Roma, Homosexuellen etc.“ immer die gleiche Antwort geben: Weil die Selektion das so vorgesehen hat. Dies klingt natürlich wesentlich besser als die Antwort „Weil es so ist, wie es ist“, sagt aber um nichts mehr aus als diese. Mit anderen Worten: Die darwinistische Zwangsläufigkeit, die eine geeignete Methode darstellt, um artgeschichtliche Entwicklungen naturwissenschaftlich plausibel zu machen, nämlich als Anpassung an eine dynamische, sich ständig ändernde Umwelt, ist im Bereich der Kultur der Universaljoker, der sich für alles einsetzen lässt. Damit sagt er aber nichts mehr aus. Die darwinistische Zwangsläufigkeit ist in der Sphäre des menschlichen Geistes deshalb zwangsläufig, weil sie eine Tautologie darstellt.

Der Grund dafür ist einfach anzugeben: Während das Tier und mit noch geringerer Flexibilität auch die Pflanze per definitionem an die jeweilige Umwelt angepasst ist und ohne diese Anpassung gar nicht überleben könnte, ist der Mensch derjenige, der in keine Umwelt im strengen Sinne hineinpasst. Natürlich hat der Mensch eine tierische Seite und ist durch diese auch Teil der Natur. Deshalb kann er diese Natur auch nicht beliebig verändern bzw. zerstören, wenn er überleben will. Trotzdem aber liegt die wesentliche Differenz zwischen Mensch und Tier darin, dass der Mensch niemals eins ist mit der Natur, nicht in sie eingefügt ist, die Natur immer schon distanziert und in sich aufgehoben hat. Dies zeigt sich ganz deutlich am Beispiel menschlicher Sprache: Mit jedem Wort, das der Mensch spricht, hat er sich in Distanz zur Natur gesetzt: Wenn ich eine Wurst essen will, bin ich nicht eins mit der Wurst, weshalb ich mich jederzeit davon distanzieren und, so schwer mir das auch fallen mag, darauf verzichten kann. Wenn ein Tier eine Wurst isst, „ist“ es die Wurst, wird ganz eins mit ihr. Der Mensch kann jederzeit, wenn er Gegenstände benennt, diese als Gegen-Stände erfahren und sich von ihnen unterscheiden, indem er „Ich“ sagt. Mit dieser Fähigkeit des Ich-Sagens, des Selbstbewusstseins, ist der Mensch aber per se nicht mehr bloß ein Stück Natur, sondern dieser entgegengesetzt. Er kann sich, indem er „Ich“ sagt, *frei* zur Natur verhalten.

3. Die wundersam-wunderlichen „Meme“

Im zweiten Abschnitt wurde angedeutet, dass der Darwinismus auf die menschliche Kultur angewendet nur mehr wenig Erklärungskraft besitzt, weil es das Wesen des Menschen ist, seine Natur zu vergeistigen. Dawkins sieht, dass biologische Gesetze nicht mehr einfach unmittelbar auf den Menschen übertragen werden können, weshalb er sogenannte „Meme“ einführt, die seine Pseudoerklärungen auf die Spitze treiben. Da auch der naivste Biologist nicht behaupten wird, ein Gen finden zu können, welches uns dazu bestimmt, Leute wie Bush zu wählen, geht Dawkins einen anderen Weg: Er ersetzt das Gen als Träger des biologischen Gedächtnisses durch das „Mem“ als Träger des kulturellen Gedächtnisses. Wenn die Österreicher also Hitler zugejubelt haben, waren es eben die Meme derselben. Auf diese Art will Dawkins sozusagen den Darwinismus in den Bereich der Kultur hinein retten. Es weiß zwar niemand, was das „Mem“ wirklich ist, aber es kann auf alle Fälle wiederum als „universaler Joker“ fungieren. Dawkins schreibt auf dem Titelcover recht großspurig, er sei ein Gegner der Religion, weil sie uns zufrieden sein lässt, die Welt nicht zu verstehen, ohne jedoch dabei zu merken, dass sein Mem der gleiche Lückenfüller wie der „liebe Gott“ in einer „faulen“ Religion ist: der universale Lückenbüßer funktionalistisch gewendet. Das „Mem“ sorgt dafür, dass die Welt funktioniert.

Wahr ist an der Theorie von Dawkins allerdings, dass es tatsächlich einen Unterschied von Natur und Kultur gibt und dass zur Erklärung kultureller Phänomene des Menschen, also auch der Religion, genetische Grundlagen nicht zureichen. Auch wenn kaum deutlich wird, was die Meme von Dawkins wirklich sein sollen, wollen wir einmal im Sinne Dawkins' einen Versuch der Konkretisierung unternehmen, indem wir diese als kulturelle Informationseinheiten deuten. Dies klingt in der modernen Informationsgesellschaft ja sehr gut. Genauso wie der Computer Information verarbeitet, macht dies auch das Gehirn bzw. eine Summe von Gehirnen (in diesem Fall wäre von Kultur sprechen). Und dieser gewaltige Informationspool besteht dann aus den Meme genannten Informationseinheiten.

Allerdings führt sich auch diese Sicht ad absurdum wie schon die Ausweitung der Evolutionstheorie auf den (menschlichen) Geist und – dies sei vollständigshalber hinzugefügt – eine physikalistische Sicht der Welt. Die drei Gedanken „Darwinismus“, „Kultur bestehend aus Informationseinheiten“, „Welt bestehend aus Informationseinheiten“ (Quanten) können Religion nicht erklären. Vielmehr ist diese, so die hier vertretene Theorie, etwas Fundamentaleres, ohne welches auch eine Informationstheorie unerklärlich bliebe.

4. Zu Dawkins' Herleitung von Religion

Dawkins erklärt im Zusammenhang seiner Religionsdeutung konsequenterweise, dass der „physikalische Standpunkt [...] im Prinzip immer [funktioniert], weil alle Dinge letztlich den Gesetzen der Physik gehorchen“ (253). Tatsächlich wird man kaum behaupten können, dass etwas gegen deren Gesetze funktioniert. In diesem Fall müsste ein physikalisches Gesetz erweitert werden. Etwas anderes aber ist die wohl von Dawkins intendierte Aussage, dass unsere Welt wenigstens prinzipiell vollständig physikalisch erklärbar sei. Gegen diese Ausweitung der Physik auf die gesamte Sphäre des Seienden werden in Folge massive Bedenken zu erheben sein, und es ist wohl nebsbei bemerkt kein Zufall, dass ein so herausragender Physiker wie Schrödinger, der auch ein brillantes Buch über das Leben geschrieben hat³, dezidiert der Auffassung ist, dass bereits Leben nach Gesetzmäßigkeiten erfolgt, die der Physik zwar nicht widersprechen, aber doch eigener Art, d.h. physikalisch nicht abbildbar sind.

Vorher sei aber noch einmal auf Dawkins' Religionstheorie eingegangen: Zunächst ist es nach Dawkins wohl so, dass die Kultur aus Informationseinheiten besteht (Memen), die ihrerseits nach Darwinschen Gesetzen funktionieren, insofern sich bei den Memen diejenigen durchsetzen, die das Überleben einer sozialen Gruppe sichern bzw. diesem Überleben nützen. Das Leben funktioniert nach Darwinistischen Gesetzen und diese sind wiederum ein Spezialfall physikalischer Gesetze. Aus dieser Ansicht heraus ist es konsequent, dass Dawkins sich auf den amerikanischen Philosophen Daniel Dennett bezieht, um das Phänomen der Religion doch noch etwas konkreter erklären zu können als durch eine pure Tautologie: Dawkins unterscheidet im Anschluss an Dennett zwischen einem „physikalischen Standpunkt“, der universal ist, einem „Gestaltungsstandpunkt“, der eine „nützliche“ [sic!] Sichtweise darstellt, insofern wir mit ihm nicht das „Warum“, sondern bloß die Funktionsweise einer Sache wissen müssen und einem sogenannten „intentionalen Standpunkt“. Mit letzterem ist gemeint, dass ein Gebilde – so die mechanistische Ausdrucksweise – einen „Agenten“ enthalte, der dessen Verhalten steuert (vgl. 254f.). Hier ist bereits die Ausdrucksweise verräterisch, denn ein „Agent“ ist nichts anderes als die Bezeichnung für ein absichtsvolles Handeln. Damit will man den herkömmlichen Ausdruck für absichtsvolles Handeln, nämlich „Ich“ ersetzen. Warum? Wenn das Ich-Sagen des Ich nichts Anderes zum Ausdruck bringen soll als den Glauben daran, dass es einen „Agenten“ in

³ E. Schrödinger, Was heißt Leben?

mir gibt, der sagt, handelt etc. (also das, was früher als „Seele“ bezeichnet wurde), dann kann ich mich über diesen Agenten, wie Dennett das ja macht, leicht lustig machen. Wenn ich einen Menschen sezieren, dann finde ich keinen Agenten, folglich merke ich, dass es weder einen Agenten noch eine Seele noch Geist gibt. Übrig bleibt der Mensch als eine gewaltige funktionelle Maschine. Dawkins lässt sich zwar nicht näher über Dennett aus, allerdings scheint er, besser gesagt, sein Agent, den es nicht gibt, also noch besser gesagt, die Summe der Meme bzw. die Summe der Informationseinheiten, die sich selber der Einfachheit halber als „Dawkins“ bezeichnen, der Meinung zu sein, dass die Welt tatsächlich so funktioniert. Aber um der Funktionalität willen, d.h. um besser überleben zu können, wählen wir, d.h. unsere nichtvorhandenen Agenten usw. den Weg, dass wir anderen Gebilden eine Absicht unterstellen. Dawkins illustriert dies sehr anschaulich am Beispiel des Tigers, dem wir die Absicht unterstellen, uns zu fressen, wenn wir ihm begegnen. Nun, abgesehen davon, dass der Tiger bei einer Begegnung in freier Wildbahn wohl tatsächlich meist die Absicht hat, uns zu fressen, kann man sich hier auch an die ganz klassische Unterscheidung von Nichtbewusstem, Bewusstem und Selbstbewusstem halten. Ersteres wäre z.B. ein Stein, zweiteres ein Lebewesen, welches bereits Stellung zur Welt bezieht, und letzteres der Mensch, der Stellung zu seinem Stellungnehmen beziehen kann. Der Kern von Dawkins' Argumentation läuft also darauf hinaus, dass der Mensch auch dem Lebendigen und dem Seienden Selbstbewusstsein unterstellt und dass von einer so verstandenen Welt nur mehr ein kleiner Schritt ist zu dem, was wir Gott bezeichnen. Gott wäre dann sozusagen das Sein, insofern es intentional gefasst ist, wobei diese Intentionalität lediglich unsere Projektion ist, um Dinge, die uns angehen, auch unmittelbar auf uns beziehen zu können.

Richtig an dieser Erklärung ist, dass die Religion (historisch gesehen) wohl tatsächlich aus Bewusstseinslagen entspringt, in denen die Welt als belebt betrachtet wurde. Allerdings ist es, wie wir noch sehen werden, schwer reduktionistisch, die Sichtweise der Welt als belebter sofort wieder funktionalistisch zu deuten. Genauso gut könnte man argumentieren, dass eine derartige Sicht Überlebensnachteile bringt, weil ich damit dem Sein eine Macht einräume, die es in einer funktionalistischen Sichtweise nicht hat. Etwas zynischer könnte man sagen, dass eine funktionalistische Sichtweise, wie sie besonders die europäisch-amerikanische Kultur kennzeichnet, erfolgreicher ist als eine animistische Sichtweise, die die Welt als belebt und selbstbewusst betrachtet, wie sie etwa der nordamerikanischen Urbevölkerung zu eigen war, weshalb erstere überlebt hat und zweitere nicht. Zu unterstreichen ist aber, dass tatsächlich ein Kernpunkt der Religion darin liegt, dass sie die Welt in umfassender Weise als belebt und durchgeistigt betrachtet. Die Welt ist nicht ein Mechanismus, d.h. nur (gegenständliches) Sein, sondern auf noch zu bestimmende Weise Geist, Bewusst-Sein.

Dawkins macht allerdings, dies muss eingeräumt werden, kein Dogma aus seiner Erklärung mit der Intentionalität. Wir können uns daran erinnern, dass er ja gar keine spezielle Erklärung braucht, weil seine Meme in ihrer Tautologie sowieso alles erklären. Trotzdem nimmt Dawkins einen zweiten Anlauf, der Entstehung der Religion näher zu treten, worauf im Folgenden kurz eingegangen werden soll.

5. Über den Nutzen der Religion

Im zehnten Kapitel des Buches (479-531) rekapituliert Dawkins noch einmal einige seiner Gedanken. In Bezug auf die Religion spricht er von vier Funktionen: „Erklärung, Ermahnung, Trost und Inspiration“ (480). Erstere Funktion lehnt er natürlich ab, da Erklärung sich für ihn auf das Auffinden von naturwissenschaftlichen Kausalketten beschränkt. Tatsächlich kann das die Religion nicht leisten. Um die Ursache eines physikalischen Phänomens aufzufinden, wendet man sich an die Physik. Was menschliches Verhalten betrifft, wurde bereits darauf hingewiesen, dass Dawkins' „Meme“ eine Art Universaljoker und Religionsersatz darstellen.

Über die moralische Funktion von Religion braucht hier nicht länger gesprochen werden, da dies in einem anderen Beitrag dieses Buches geschieht⁴. Es kann nur darauf hingewiesen werden, dass Dawkins darin Recht zu geben ist, dass der Mensch als autonomes Wesen seine Moralität nicht aus irgendwelchen „äußeren“ Instanzen ableiten darf. Der Mensch steht unter dem moralischen Anspruch des Anderen, ob er sich als religiös versteht oder nicht. Es soll höchstens die Frage angedeutet werden, ob nicht eine Wahrnehmung des Anderen in seiner Einmaligkeit und Unverfügbarkeit eine geistige Sichtweise bedeutet, die an die Religion im tiefsten Sinne rührt und ob nicht diese Sichtweise letztlich der Ausgangspunkt auch jeder Moralität ist, die sich nicht bloß formalistisch versteht. Für uns wesentlich interessanter sind aber der dritte und vierte Punkt, nämlich Religion als Trost und als Inspiration, von denen Dawkins selber zugesteht, dass er in den ersten neun Kapiteln seines Buches nicht auf sie eingegangen ist. (vgl. 480: „Trost und Inspiration habe ich bisher nicht angemessen berücksichtigt“).

Dawkins stellt zunächst in den Raum, dass sich Götter aus frühkindlichen „Kuscheltieren“ entwickelt haben, d.h. aus Phantasiegestalten, die die Funktion haben, dass sich Kinder nicht einsam fühlen. Allerdings wird nicht so recht klar, wie sehr Dawkins an diese seine Theorie glaubt. Grundsätzlich hält er daran fest, dass die Religion Trostfunktion hat. Dabei lässt er sich sogar einmal zu der Aussage hinreißen, dass tatsächlich, was die Frage des Trostes betrifft, eine „Lücke klaffen [würde], wenn es Gott nicht mehr gäbe“ (483). Da nun allerdings Gott nicht sein kann, weil die Welt auf physikalische Phänomene (und darwinistische Prozesse als deren Sonderfall im Bereich der Entwicklung des Lebens) zurückzuführen ist, und Gott auf diese Weise durch Naturgesetze ersetzt werden muss, damit intellektuelle Redlichkeit gewahrt werde, bleibt als spärlicher Nachhall des Gottesglaubens der „Glaube an den Glauben“. Damit deutet Dawkins nicht zuletzt auch das typisch europäische Phänomen, dass viele Menschen kaum mehr etwas mit überlieferten Glaubensformeln anfangen können, aber doch einer religiösen Kultur treu bleiben. Freilich könnte auch der Schluss gezogen werden, dass dieses Phänomen nicht einfach Ausdruck von intellektueller Unredlichkeit ist, denn möglicherweise ist heute die erste Alternative nicht mehr diejenige zwischen klassischem Theismus und klassischem Atheismus, sondern die Frage, ob sich der Mensch physikalistisch-mechanistisch oder geistig versteht und wenn zweiteres, welche Konsequenzen dies in Bezug auf Gott hat. Allerdings stellt sich Dawkins in seiner massiven Polemik dieser Frage nicht. Vielmehr meint er, ein solcher Glaube an den Glauben sei unredlich, weshalb nur der Atheismus (oder Agnostizismus) bleibt. In einem weiteren Schritt versucht Dawkins dann auch sofort, das Trostpotential der Religion zu relativieren. Bei genauem Zusehen, so Dawkins, *nutzt* die Religion auch als Trost nicht sehr viel, denn tatsächlich sind Atheisten kaum weniger glücklich als Theisten. Auch mit dem Tod als größter Herausforderung des Lebens könne der Atheist mindestens genauso gut umgehen. Der eigene Tod ist ohnehin nicht das Problem, da der Mensch ja, wenn er tot ist, nichts mitbekommt, so die Auffassung Dawkins' in Anlehnung an Epikur. Eher schon ist der Tod des Anderen das Problem, aber auch wenn dessen Abwesenheit nahezu unerträglich ist, muss der Mensch doch im Letzten selber mit dem Leben fertig werden, ohne andere dafür verantwortlich machen zu können. Dawkins meint in diesem Zusammenhang etwas naiv: „Unser Leben ist so sinnvoll, so ausgefüllt und großartig, wie wir selbst es gestalten“. (500) Dass es einen großen Teil der Menschheit gibt, der dieser Gestaltungsmöglichkeit beraubt ist, dass Leben auch so verloren sein kann, sei es aus eigener Schuld, sei es aus fremder, dass es nach menschlichen Maßstäben keinen Ausweg mehr gibt, gegen diese Erfahrungen muss man sich, auch wenn Dawkins das natürlich nicht explizit sagt, immunisieren. Natürlich würde Dawkins hier widersprechen und sagen, es könne auch ohne Glauben Mitgefühl geben. Dem ist nicht zu widersprechen, aber die Frage bleibt, ob nicht die Lässigkeit des Tones, mit der

⁴ Siehe den Beitrag von D. Mieth!

Dawkins seine Tröstungen und Ratschläge bereit hält, in sehr große Nähe zu denjenigen von Dawkins zu Recht ironisierten religiösen Tröstungen rückt, die immer schon das schöne Jenseits, welches uns nach dem Tod erwartet, als Universaltröstung bereit haben. Was Dawkins die Meme und der Darwinismus, ist den Gläubigen das Leben nach dem Tod.

Im Übrigen soll in diesem Zusammenhang auch auf ein Zitat von eingegangen werden, welchem Dawkins große Bedeutung für seine eigene Biographie zuweist, nämlich ein Bekenntnis von Bertrand Russell aus dem Jahr 1925. Dieses antireligiöse und gleichwohl beeindruckende Bekenntnis zum Leben enthält den Satz: „Ich glaube, dass ich verwesen werde, wenn ich sterbe, und dass nichts von meinem Ego übrig bleibt.“ (zitiert nach Dawkins 491). Dieser Satz ist nicht nur deshalb interessant, weil er eine Grundüberzeugung von Dawkins und vielen heutigen Atheisten zusammenfasst, sondern auch deshalb, weil er in gewisser Weise nicht das aussagen kann, was gemeint wird. Nicht aus intellektuellem Unvermögen, sondern weil darin eine Aporie aufleuchtet, die von Dawkins und der ihm zu Grunde liegenden „philosophischen“ Tradition überhaupt nicht problematisiert wird: Es ist die Rede davon, dass „ich“ verwese. Der Satz hat eine gewisse Komik, weil hier ein „Ich“ auf seinen eigenen Tod blickt, was natürlich nicht möglich ist, weil damit der Blickpunkt dieses Ich ausgelöscht wäre. So gesehen kann natürlich kein „Ich“ verwesen, nicht einmal „tot sein“, wohl aber darum wissen, dass es sterblich, mit Heidegger gesprochen „Sein zum Tode“ ist und dass mit diesem Tod eine Grenze markiert ist, die nicht einfach durch einen „äußeren Beobachter“ ersetzt werden kann. Ich werde im Weiteren noch darzulegen versuchen, dass sich damit ein Grundproblem der Evolutionstheorie zeigt, wenn diese nicht bloß als naturwissenschaftliche Beschreibung eines Entwicklungsprozesses der Lebewesen, sondern als philosophische Theorie fungiert: Sie setzt genau den äußeren Beobachter, der alle Abläufe überblickt, den sie bei den Religiösen als unwissenschaftlich kritisiert. Bevor wir darauf aber näher eingehen, sei noch etwas zum letzten Bereich gesagt, den Dawkins der Religion zuschreibt, nämlich der „Inspiration“.

Dieser Teil zeigt erneut die verräterische Sprache Dawkins', die den Menschen mit einer Maschine gleichsetzt (menschliche Weltorientierung als Informationssoftware), enthält aber immerhin auch den bemerkenswerten Satz, dass ein *Zusatznutzen* unseres Gehirns darin besteht, leistungsfähiger als eine Maschine zu sein, was sich darin zeigt, dass es sich „auf ein Modell einstellen kann, das viel reichhaltiger ist als die nützlichkeitsorientierten Vorstellungen, die unsere Vorfahren zum Überleben brauchten“ (502). Polemisch könnte man durchaus sagen, dass man diese Leistungsfähigkeit Dawkins' Philosophie nicht gerade in hohem Ausmaß anmerkt, allerdings kann man zugestehen, dass er in den Wissenschaften (und der Kultur) eine Inspirationsquelle sieht, die bloßes Nutzenkalkül übersteigt. Dawkins scheint also einen gewissen Lebenssinn im Wissen, in der Entdeckung und Erkenntnis der Welt zu sehen. Darin verdient er ebenso wie in seinem Plädoyer für Toleranz Respekt und Anerkennung. Allerdings bleibt die Frage, die im Folgenden gestellt werden soll, ob dieses Wissen in seiner ganzen Reichhaltigkeit nicht erst dann zu Tage tritt, wenn die „Religion“ nicht, wie dies bei Dawkins geschieht, vorschnell verabschiedet wird.

6. Einige erkenntnistheoretische Vorüberlegungen zur Religion

In wenigen Zeilen kann selbstverständlich keine auch nur annähernd umfassende Theorie der „Religion“ gegeben⁵ und nicht gezeigt werden, worin die großen religiösen Traditionen

⁵ Ich denke, dass die umfassendsten und bis heute differenziertesten Versuche, dem Phänomen der Religion gerecht zu werden, im Deutschen Idealismus vorliegen, namentlich bei Schelling und Hegel. Vgl. als Standardwerke dazu F.W.J. Schelling, *Historische Einleitung in die Philosophie der Mythologie*; G.W.F. Hegel, *Vorlesung über die Philosophie der Religion*.

übereinstimmen bzw. wo Bruchlinien sind. Trotzdem sollen ein paar Gedankenskizzen versucht werden, in denen vielleicht eine Ahnung aufleuchten kann, dass ein anderer Blick als der von Dawkins nicht nur möglich, sondern auch reichhaltiger ist.

Zunächst soll ein „geistiger“ Zugang von einem naturwissenschaftlichen abgegrenzt werden. Letzterer zeichnet sich dadurch aus, dass er es mit klar umgrenzten Gegenständen zu tun hat, bei denen es bestimmte, möglichst messbare Gesetzmäßigkeiten zu finden gilt, die im Idealfall die Formulierung eines Gesetzes ermöglichen. Dieses hat dann Dignität, wenn mit seiner Hilfe Vorhersagen getroffen werden können und wenn es experimentell überprüfbar ist. Besondere Bedeutung kommt dabei der Kausalität zu: Prognosen sind dann möglich, wenn Kausalitäten gefunden wurden (z.B. der kausale Zusammenhang von Gravitation und Planetenbewegung). Wesentlich schwieriger stellt sich die Sache bei den Geisteswissenschaften dar. Dazu einige Überlegungen:

Ein erstes großes Problem stellt die Freiheit dar. Freies Handeln bedeutet per se, dass dieses Handeln nicht einem absoluten kausalen Determinismus folgt. Die Freiheit steht zwar nicht im Gegensatz zu physikalischen Gesetzen, denn ich kann nur dann (frei) handeln, wenn ich die Gesetze der Physik berücksichtige, aber sie ist nicht physikalisch feststellbar. Die Physik ist eine Bedingung meines Handelns. Wenn ich z.B. jemandem die Hand gebe, vollzieht sich ein höchst kompliziertes Wechselspiel meiner Muskulatur, dazu spielen ganz bestimmte neurologische Vorgänge eine bedeutsame Rolle usw. All dies ist eine Bedingung, aber nicht der zureichende Grund, warum ich jemandem die Hand gebe. Dieser liegt in meiner Entscheidung. Philosophen wie Dennett sind der Auffassung, dass jene Freiheit eine Illusion ist. Alle Gründe, die dafür angegeben werden, laufen im Letzten darauf hinaus, dass eine freie Entscheidung physikalisch nicht darstellbar ist. Dabei wird allerdings unkritisch die Voraussetzung gemacht, dass die Welt physikalisch zureichend bestimmt ist, ohne dass diese Voraussetzung selber argumentiert wird. Man kann folgendes Gedankenexperiment durchführen: Wenn der Mensch alle (physikalischen) Bedingungen seines Handelns wüsste, wenn er also einen lückenlosen Einblick in seine Kausalität hätte, könnte er jederzeit frei über den nächsten Schritt entscheiden. Selbst wenn ich dann nachträglich wiederum eine lückenlose Kausalkette für diese Entscheidung bilde, könnte eine solche nie die Zukunft festlegen. Wenn heute vielfach behauptet wird, der Mensch sei determiniert, was sich daran zeigt, dass man etwa aus bestimmten Gehirnströmen schon vorher ableiten kann, wie der Mensch entscheiden wird, kann dem entgegnet werden, dass man dem Menschen nur diese Gehirnströme zeigen müsste (was ja grundsätzlich möglich sein muss, wenn sie „vor“ der Entscheidung sichtbar sind), was sofort zur Folge haben wird, dass sich der Mensch dazu frei verhalten kann. Ohne jetzt auf die Freiheitstheorien näher eingehen zu können, zeigt sich, dass bei denjenigen, die Freiheit bestreiten, eine Sphäre der Physik willkürlich absolut gesetzt wird. Dass im Übrigen heute gerade die Physiker selber kaum mehr Physikalisten sind, braucht hier nur am Rande erwähnt zu werden. Gegen einen Physikalismus wird hier die Auffassung vertreten, dass die Physik zwar die notwendige Bedingung unserer Welt darstellt, nicht aber die zureichende. Es gibt Phänomene wie Sprache, Musik, Ethik, Liebe, Poesie und natürlich auch Religion, die sich nicht zureichend physikalisch erklären lassen. Der tiefere Grund dafür soll im Folgenden angedeutet werden.

Ein entscheidender Punkt des naturwissenschaftlichen Weltbildes ist die absolute Kausalität (Phänomene wie die Quantenphysik sollen hier keine Deutung erfahren, weil sie bei Dawkins in keinsten Weise berücksichtigt werden, er vielmehr klassischer, mechanistischer Materialist ist). Jene absolute Kausalität wird in jeder wissenschaftlichen Theorie gesucht, um ein Naturgesetz bilden zu können. Es wurde bereits gezeigt, dass bei einer freien Handlung eine solche Kausalität immer erst nachträglich angegeben werden kann, dass ich also nicht, selbst wenn ich allwissend wäre und alle Bedingungen einer Handlung kennen würde, eine

Vorhersage über sie treffen könnte. Ein damit zusammenhängendes Phänomen zeigt sich in unserer Biographie bzw. auch in der Sprache. Zwar gilt sowohl für unsere ganz persönliche Geschichte als auch für jede sprachliche Äußerung, dass die Kausalität nicht einfach außer Kraft gesetzt werden kann. So weiß ich z.B., dass ich diesen Beitrag schreiben kann, weil ich vorher die Universität besucht habe, was wiederum auf Grund ganz bestimmter biographischer Vorgaben möglich war. Ähnliches gilt auch für die Sprache: Wenn zwei Personen miteinander kommunizieren, gibt es eine Kausalität der Rede, insofern jeder auf die Präsenz des anderen reagiert. Der springende Punkt ist allerdings, dass die Kausalität einer Biographie bzw. eines Gesprächs nur dann funktionieren kann, wenn sie nicht vollständig bestimmt ist, d.h. wenn es einen „Spielraum“ gibt. In diesem Spielraum, in dieser „Lücke“ zu jedem Gesetz, von der in Einzelwissenschaften immer bis zu einem gewissen Grad abgeblendet werden muss, kommt überhaupt erst Bedeutung zu Stande. Betrachten wir das genauer: Ich kann nicht einmal ein Ereignis meiner Geschichte lückenlos angeben. Je mehr ich das versuchte, desto mehr gliche mein Leben einer Gebrauchsanweisung und hätte mit meinem Leben nichts mehr zu tun. Entscheidend ist der Spielraum der Ereignisse, die Eröffnung von mannigfaltigen Deutungsmöglichkeiten. Nur in diesem Spielraum ist überhaupt Zukunft möglich. Dies zeigt sich auf ganz massive Weise in der Sprache: Absolute Eindeutigkeit gibt es, wenn überhaupt, nur beim Tier: Beim Hund ist die Wurst ganz klar definiert und abgegrenzt. In menschlicher Sprache verweist jedes Wort auf eine unendliche Fülle anderer Worte, nie gibt es hier eine Grenze, ohne dass deshalb die Worte einfach bedeutungslos wären. Der Unterschied von naturwissenschaftlicher und philosophischer Zugangsweise lässt sich sehr schön am Beispiel der Farbe „Rot“ aufzeigen: Naturwissenschaftlich ist diese Farbe durch eine Wellenfunktion angebar. Philosophisch gesehen muss ich berücksichtigen, dass, wenn ich „Rot“ sage, dieses Wort immer im Zusammenhang von bestimmten Aussagen fällt oder konkreter gesagt: In der Bezeichnung „Rot“ ist immer schon eine konkrete Erfahrung mitzubedenken. „Rot“ verweist auf die Lippen dieser Person oder auf einen bestimmten Morgenhimmel etc. Es gibt „Rot“ gar nicht anders als in solchen Zugängen, und will ich wissen, was es ist, muss ich streng genommen eine Geschichte, eine ganz bestimmte Erfahrung wiedergeben. Freilich kann ich davon abstrahieren und „Rot“ auch als Wellenfunktion angeben, allerdings darf ich nicht vergessen, dass es auf diese Weise bereits ein abstraktes „Rot“ ist.

Die ersten beiden Beispiele haben vielleicht erahnbar gemacht, dass jede Biographie von ihren Deutungen und „Zwischenräumen“ lebt und ebenso jedes Wort, in dem wir uns ausdrücken. D.h., dass es da, wo der „Geist“ hineinspielt, im Denken, in der Freiheit etc. nichts streng Abgrenzbares gibt. Abgrenzbar sind Modelle. Noch deutlicher sieht man das am Phänomen der Person. Ich kann den Anderen als festumrissenes Objekt mit bestimmten Eigenschaften betrachten. Meine Tante ist das Objekt X und sie hat die Eigenschaften Y, Z etc. Diese Zugangsweise eignet sich vorzüglich für die Erstellung eines Steckbriefes, sie taugt aber nicht dazu, der Person gerecht zu werden. Entscheidend ist, dass der Mensch streng genommen überhaupt keine „Eigenschaften“ hat. Wenn ich etwa einen anderen Menschen berühre und ihn dabei als Träger von Eigenschaften betrachte, nähere ich mich der Pornographie. In jedem Händedruck, in jedem Bild, welches ich vom anderen zeichne, steckt ein ganzes Universum, ein unendlicher, d.h. unausschöpflicher Verweisungszusammenhang. Ich kann einen anderen Menschen nicht darstellen, sondern allenfalls seine Geschichte erzählen. Und das Entscheidende in dieser Geschichte, das, was uns dem anderen dann wirklich näher bringt, wird das Nichterzählbare, die Lücke der Erzählung sein. Diese „Leerstelle“ ist also nicht so zu verstehen, dass sie ein Nichtwissen bezeichnet, dem man sich mit größerer Anstrengung nähern könnte, vielmehr zeigt sich eine eigenartige Dialektik: Je mehr ich vom Anderen weiß, je besser ich ihn treffe, desto unverfügbarer wird er mir, als

desto tragender wird jene Leerstelle auftreten. Jedes Gedicht, jeder religiöse Ausdruck lebt davon.

In diesem Zusammenhang kann auch noch einmal die Frage nach dem „Ich“ aufgenommen werden, die bereits beim Russell-Zitat angeklungen ist. Was Dawkins und verwandte Geister voraussetzen, ist die Objektivierbarkeit von „Ich“. Allerdings entzieht sich das „Ich“ genau dieser Objektivierbarkeit. „Ich“ ist nie ein Gegenstand, den man einrahmen könnte, der begrenzt ist, denn was immer ich vorstelle, bin es doch wiederum „Ich“, der diese Vorstellung „begleitet“. Jeder Erkenntnisakt ist auf diese Weise immer schon ein Akt, in dem „Ich“ dabei bin, ohne dass dieses „Ich“ je vollständig durchsichtig werden könnte. Wenn ich mich z.B. im Spiegel sehe und dann über das „Ich“ reflektiere, ist das reflektierte, d.h. vorgestellt „Ich“ gewissermaßen nur ein Ausschnitt des denkenden Ich. Auf wunderbare Weise hat dies der große französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty in seiner „Phänomenologie der Wahrnehmung“ gezeigt⁶, wo er darauf aufmerksam macht, dass unser „Ich“ sich immer verleibt, dabei aber unser Leib niemals ein Gegenstand unter anderen ist. Zwar können wir uns von jedem Gegenstand abwenden, niemals aber von unserem Leib. Dieser ist ständig da, niemals distanzierbar und daher auch nicht im strengen Sinne beobachtbar. Beobachtbar ist lediglich unser Spiegelbild, dieses hat aber (abgesehen von seiner „Verkehrtheit“) erstens das Defizit, dass es keine freie Beobachtung ermöglicht, weil es uns als Beobachter gewissermaßen „nachhafft“, v.a. aber ist das Spiegelbild immer von einem Rahmen umschlossen und entspricht so nie der „Weite“ des Beobachters, der sich eben in keinem „Rahmen“ befindet.

Mit dem „Ich“ gehen zwei weitere Konsequenzen einher, die von Dawkins nicht bedacht werden. Dieser rahmt das „Ich“ ein, vergegenständlicht es und vermag ihm so nicht gerecht zu werden. Er macht es zu einem Objekt, zu einer Maschine. Die Dawkins-Menschen sind keine Personen mehr, sondern Bilder auf Fahndungsphotos, steckbrieflich gesucht, zur geistigen Tötung freigegeben. Unter der Maske der Toleranz zeigt sich eine Haltung, die die totale Verfügungsgewalt über das „Ich“ einnehmen will und damit den Menschen auslöscht. Denn, wie in Kürze angedeutet wird, ist natürlich auch der „Andere“ kein Gegenstand, sondern geht immer über unsere Vorstellungen und Bilder hinaus. Doch zurück zu den beiden weiteren Konsequenzen:

1. Wir können unser „Ich“ weder leiblich noch geistig je verabschieden. Immer sind wir „dabei“. Das bedeutet aber, dass es keine Erkenntnis gibt, in der reine Objekte vorkommen. Ein reines Objekt ist ein Modell, welches ich konstruiere, um Dinge verfügbar, nutzbar zu machen. In der technischen Welt haben diese Modelle ihre unverzichtbare Bedeutung, die Problematik entsteht jedoch, wenn der Mensch, wie dies bei Dawkins geschieht, durch die Technik ausgelegt wird. Jede Erkenntnis ist „unsere“ Erkenntnis, in jeden Gegenstand, von dem wir sprechen, ist unser „Ich“ verwoben. Dies zeigt sich auf herausragende Weise in der Sprache. Wann immer wir etwas erkennen, geschieht diese Erkenntnis in der Sprache. Wir erkennen, indem wir benennen (und sei es, wie Taubstumme, mittels Zeichensprache). Ohne Sprache gibt es keine Erkenntnis. Wann immer wir sprechen, kommt die Sprache nie an ein Ende. Jedes Wort verweist auf eine unendliche Fülle anderer Worte, die Bedeutungen sind von unermesslicher Reichhaltigkeit, die Sprache ist transzendent, weist immer über sich hinaus. Sie bildet nicht einfach Welt ab, sondern schafft diese (mit). Wenn wir mit dem Anderen sprechen, zeichnen wir nicht eine vorgefertigte Person, sondern werden beide Gesprächspartner durch das Gespräch, und wenn es ein gutes Gespräch ist, werden sie ganz und gar dieses Gespräch in seiner Unausschöpflichkeit. Diese sprachphilosophische

⁶ M. Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung (original: Phénoménologie de la Perception), Berlin 1966.

Überlegung hat dramatische philosophische Konsequenzen: Jede Aussage, die getätigt wird, ist eine Aussage, die immer in der Sprache getätigt wird. Selbst die Physik als „Königin“ der Einzelwissenschaften, auf die sich letztlich auch die Argumente von Dawkins stützen, kann nur in der Sprache formuliert werden. Denn jede ihr zugrundeliegende Beobachtung ist bereits durch die Sprache gegangen, der Stern, die Sonne usw. sind Phänomene, die ohne Sprache im wahrsten Sinne des Wortes undenkbar sind. Die Schwierigkeit ist, dass sich philosophisches Denken hier ein Stück von unserem durch die Technik geprägten Alltagsdenken entfernt. Alle Phänomene, auch Raum und Zeit, sind immer Phänomene innerhalb der Sprache. Wenn daher über die Evolutionslehre *gesprochen* wird, darf nie vergessen werden, dass auch die Evolutionslehre immer in der Sprache formuliert wird. Daher gilt philosophisch (und erst recht theologisch): Am Anfang war nicht der Urknall, nicht eine Quantenfluktuation, sondern das Wort. Auch Raum und Zeit sind keine Behälter, in die man etwas einfügen kann, sondern zeigen sich erst als Beziehungsstruktur des Seienden und als solche sind sie in der Sprache. Dem entspricht im Übrigen ein merkwürdiges Phänomen, auf das bereits der große Sprachphilosoph Herder hingewiesen hat: Die Sprache ist nicht etwas, was sich aus nichtsprachlichen Stufen einfach entwickelt. Das Unendliche geht nicht aus dem Endlichen hervor. Oder anders gesagt: Der Mensch, wenn er spricht, spricht immer als Angesprochener. Ein kleines Kind lernt sprechen, weil es Sprache bereits gibt. Es entdeckt die Sprache, die ihm vorgegeben ist. Hinter dem ersten Wort, mit dem sich das Selbstbewusstsein meldet, zeigt sich bereits die Unausschöpflichkeit der Sprache, die schon da war. D.h. auch die Zeit ist etwas, was nicht absolut, sondern „in“ der Sprache ist.

Bevor die Konsequenzen aus dieser Beobachtung gezogen werden, muss auf ein zweites Phänomen aufmerksam gemacht werden: Einerseits bin „Ich“ nie einfach Gegenstand, ist die Welt nie ohne meinen Entwurf denkbar, andererseits aber bin „Ich“ immer schon hineingestellt in die Welt. Ich bin mein Leib und mein Leib ist immer schon in einer Welt orientiert, die größer ist als er. Es gibt eine Zeit, die mir vorhergeht, einen Raum, der „größer“ ist als ich. Und die Sprache, in der „Ich“ spreche, ist immer eine Sprache, die mir vorgegeben ist. Ich bin nie ohne den Anderen, ohne den, der mich anspricht, Notiz von mir nimmt. Der Mensch ist ganz Mensch erst in der Gemeinschaft von Menschen und er ist ganz lebendiges Wesen in der Gemeinschaft mit allem Lebendigen. Auf diese Weise zeigt sich etwas Eigenartiges: Der Mensch ist auf der einen Seite transzendentes Wesen. Wie seine Sprache erweist, ist er auf keine Bedeutung, auf keinen Gegenstand, auf kein Stück Welt festgelegt (ich kann verzichten ...). Diese Erfahrung verdichtet sich in einer geistvollen Begegnung mit dem Anderen: Dieser ist ein ewiges Geheimnis, niemals festlegbar, immer größer als unsere Phantasien und Projektionen; er ist kein Ding mit Eigenschaften, sondern in jeder seiner Eigenschaften (das „Blau“ der Augen, der Klang der Stimme etc.) drückt sich seine Transzendenz aus. Dass ich immer in eine Welt hineingestellt bin, die gleichzeitig nie ohne mich ist, hat die philosophische Konsequenz, dass sich der Mensch nie als absoluter Beobachter setzen kann.

Wie bereits angedeutet, hat die Evolutionstheorie, wenn sie als Philosophie auftritt, eine enge Verwandtschaft mit der klassischen Metaphysik: Dort wurde von einem göttlichen Wesen ausgegangen, welches die Welt überblickt, in Dawkins' Metaphysik wird Gott durch den menschlichen Beobachter ersetzt: Dieser überblickt eine menschenleere Zeit, beginnend bei der Entstehung des Universums vor vielleicht 13,7 Milliarden Jahren, wandert weiter mit seinen Gedanken zur Entstehung der Erde vor 4,6 Milliarden Jahren, zum ersten Leben vor 3,7 Milliarden Jahren, verfolgt dann die Evolution und sieht die ersten Hominiden vor etwas mehr als 3 Millionen Jahren auftreten, bis vor vielleicht 200 000 Jahren der Homo sapiens sapiens, also wir, die Szene betreten. Problematisch ist, dass in dieser Sichtweise so getan wird, als ob es eine Ich-leere Welt, d.h. eine sprachlose Welt geben könnte, in der dann irgendwann einmal der Mensch auftritt. Selbstverständlich soll hier nicht die Evolution

geleugnet werden, aber es kommt alles auf den exakten Ausdruck an: Entscheidend ist, dass mit jedem Menschen, konkret mit dem Spracherwerb jedes Menschen und dem damit einhergehenden Selbstbewusstsein gewissermaßen eine Welt entsteht, wobei jedes menschliche Individuum in seinen Eltern und Ahnen bereits eine Vorgeschichte mit sich trägt. Dies gilt gleichermaßen für die Menschheit als Ganze. Sie trägt bereits die Natur als Vorgeschichte in sich und diese Vorgeschichte kann und muss dann als Evolution bestimmt werden. Wichtig ist aber, dass Sprache und Selbstbewusstsein nicht gestrichen werden können. Nur in Bezug auf ein Selbstbewusstsein gibt es Geschichte, ohne dieses gibt es nichts. Und jedes (menschliche) Selbstbewusstsein existiert nur aus der Vorgabe der Sprache, des Angesprochenenseins ...

7. Die philosophische Bedeutung der Evolution

In diesem Zusammenhang sei noch etwas über die philosophische Bedeutung der Evolution gesagt: Jeder Mensch hat Geschichte und im Grunde genommen ist die menschliche Kultur die Fortsetzung der Evolution. Das Tier bleibt im Wesentlichen in den Grenzen seiner Art, d.h. ein Hund wird nicht miauen. Verlässt ein Tier seine Artgrenzen, spricht man von einem evolutiven Sprung. Der Mensch dagegen hat keine Grenzen, er ist unbegrenzt lernfähig (auch wenn das manchmal schwer zu glauben ist), weil sein sprachlicher Ausdruck nie an ein Ende kommt. Damit vollzieht aber jedes Individuum das Wesen der Evolution, Neues hervorzubringen. Umgekehrt kann man sagen, dass gerade diese Fähigkeit zu Neuem das eigentlich geistige Moment des Seins darstellt. Wo aber Neues ist, gibt es eine Geschichte, gibt es eine Zeit, wo dieses noch nicht war. Die Natur ist in diesem Sinne geistig, weil sie zu Neuem fähig ist, damit hat sie auch eine Geschichte. Gerade als Theologe muss man Darwin unendlich dankbar sein, dass er, ohne dies zu wollen, naturwissenschaftlich gezeigt hat, was philosophisch und theologisch seit Jahrtausenden erahnt wurde: die Geistigkeit der Natur, die sich in ihrer Fähigkeit zu Neuem und damit zu Geschichte zum Ausdruck bringt. Gäbe es die Evolution nicht, müsste man sie erfinden.

In diesem Zusammenhang sei allerdings eine Kritik an den auch von Dawkins übernommenen Aussagen vieler Darwinisten bezüglich der Zielgerichtetheit der Evolution, erlaubt: Natürlich ist der Evolutionsprozess der Natur naturwissenschaftlich gesehen nicht zielgerichtet, wie auch die Geschichte des Menschen oder unsere Biographie kein natur- oder geschichtswissenschaftlich angebbares Ziel hat. Von einem geschichtsphilosophischen Blick kann jedoch sehr wohl die Aussage getroffen werden, dass die Natur ihr Ziel im Menschen hat. Nicht zuletzt wurde ja gezeigt, dass die Natur ohne diesen gar nicht gedacht werden kann. Und auch die Geschichte oder unsere Biographie kann so gedacht werden, dass sie ein inneres Ziel hat, nämlich frei zu werden für die Transzendenz des Seins, frei zu werden für Gott. In einem äußerlichen Sinne ist dies aber ebenso wenig festzumachen wie Liebe, Freundschaft etc.

8. Der Ursprung der Religion

Wenn auch in dieser kleinen Abhandlung keine hinreichende Bestimmung von Wesen und Ursprung der Religion gegeben und nicht auf das Spezifikum des christlichen Gottesverständnisses eingegangen werden kann, soll doch anknüpfend an das bisher Gesagte festgehalten werden: *Die Religion hat keinen äußeren Ursprung, weil sie selber der Ursprung des Menschen ist.* Sie ist deshalb der Ursprung, weil der Mensch in seiner Sprache, in seiner Persönlichkeit, in seinem „Ich“ Wesen der Transzendenz ist. Und diese Sprache führt ihn auch zu der Erkenntnis, dass das, was er anspricht, schon über sich hinaus weist. Auch der Baum, wenn ich ihn benenne (was auch immer bedeutet, dass er sich zu benennen gibt), weist über sich hinaus, z.B. auf die Sonne, auf die Vögel, die in ihm nisten usw. Nichts, was dem

Menschen begegnet, ist immanent in sich beschlossen, einfach fixierbarer Gegenstand, am allerwenigsten der Mensch selber. Diese Unausschöpflichkeit zeigt sich nicht zuletzt darin, dass immer eine „Lücke“ in unseren Bestimmungen bleibt. Die Sprache hat vielleicht ein großartiges Wissen darum bewahrt, wenn sie die Worte „Glück“ und „Lücke“ in enge Nähe bringt. Alles Glück, die gesamte Geistigkeit hängt von diesem Unbenennbaren ab und die Religion ist im Letzten die Bewahrerin des Wissens, dass der Mensch niemals, sei es in Worten oder Taten, diese „Lücke“ zu füllen vermag. Sie ist also der Versuch, das Geheimnis des Seins, diese „Lücke“, „Leere“, „Transzendenz“ zu wahren, sie ist ganz anders als im Verständnis von Dawkins „notwendige Lücke“, die den Menschen darauf hinweist, dass seine Existenz Antwort auf einen Anspruch ist, der ihm immer schon voraus gegangen ist und nie einholbar und fassbar sein wird. Wenn Dawkins schreibt, dass die Religion den Menschen lehrt, damit zufrieden zu sein, die Welt nicht zu verstehen, könnte er sich gar nicht stärker irren. Die Religion lehrt den Menschen im Gegenteil tiefer zu verstehen, d.h. zu verstehen, wo positiv Sagbares zu Ende geht und sich die Weite des Seins öffnet ...

Epilog: Einige kleine theologische Korrekturen zu Dawkins

Als Epilog dieses Beitrags soll eine Kurzaufantwort auf ein paar Thesen Dawkins' zur christlichen Religion gegeben werden, in denen sich Dawkins über das Christentum lustig macht (vgl. 249). In diesen knappen Antworten soll angedeutet werden, dass es um eine völlig andere Sicht des Christentums geht. Dazu werden die entsprechenden Passagen von Dawkins angeführt und eine Entgegnung gegeben:

- Zur Zeit unserer Vorfahren wurde ein Mann als Sohn einer Frau geboren, die Jungfrau war; ein biologischer Vater war daran nicht beteiligt.

Dieser Anspielung auf die Jungfrauengeburt kann abgesehen von allen theologischen Implikationen entgegnet werden, dass es in der Sphäre des Geistes keine kausalen und auch keine genealogischen Verhältnisse gibt. Der Mensch ist durch keine physikalische Kausalität im Letzten bestimmt und auch nicht durch seine biologischen Eltern determiniert. Besonders eindringlich wird dieser Umstand mit Bezug auf das Thema Jungfrauengeburt im Johannesevangelium formuliert: Die Kinder Gottes „sind nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus dem Geist geboren.“ (Joh 1,13) Für die Materie mag gelten, dass das Gesetz der Kausalität überragende Bedeutung hat, für das nicht-menschliche Lebendige ist die genealogische Abstammung zentral (jede Tier- und Pflanzenart reproduziert sich selber, wobei der Unterschied zwischen Eltern- und Kindergeneration trotz zunehmender Differenzierung in der Evolutionsgeschichte gering ist und eine einschneidende Veränderung, ein Artensprung nur über Hunderte von Generationen passiert). Bei den Menschen ist der Unterschied von Eltern und Kindern trotz aller Ähnlichkeiten unermesslich größer als im Tierreich. Menschenkinder sind weder mechanistisch kausal aus ihren Eltern ableitbar noch sind sie biologisch von der Elterngeneration determiniert, vielmehr ist jedes Menschenkind geistige Neuschöpfung.

- Derselbe vaterlose Mann sprach zu einem Freund namens Lazarus, der schon so lange tot war, dass er stank, und Lazarus erwachte sofort wieder zum Leben.

Die entscheidende Frage ist, ob das Leben als wirkursächlich-mechanistischer Prozess bestimmt wird oder nicht. Wenn das Leben, im konkreten Fall das menschliche Leben, eine sprachliche Tiefendimension hat und der „Tod“ gerade die Reduktion des Menschen auf einen mechanistischen Prozess bedeutete, ergibt sich eine andere Blickrichtung: Sterblichkeit bedeutet dann nicht den Übergang von der biologischen zur mechanischen Existenz, da der Mensch, sein „Ich“, seine „Sprache“ niemals auf eine raumzeitliche Dimension reduziert

werden darf. Das „Ich“ ist zwar immer in die Zeit gestellt, weist aber gleichzeitig über die Zeit hinaus: Ohne „Ich“ keine Zeit, wie wir gesehen haben. Deshalb bedeutet Sterblichkeit die letzte Unverfügbarkeit des eigenen und anderen Lebens. Im Zusammenhang mit der Notwendigkeit der „Lücke“ wurde gezeigt, dass das Sein nie im letzten bestimmt werden kann. Es bleibt etwas unserer Macht entzogen und aus dieser Ohnmacht des Menschen erwächst erst Liebe, Ethik, Solidarität etc. In Bezug auf die Auferweckung des Lazarus kann, wieder von theologischen Implikationen abblendend, festgehalten werden, dass sie aufzeigt, dass der lebendige Gott nicht zuletzt dafür (ein)steht, dass der Mensch nicht auf seine biologische Existenz reduzierbar ist und Lazarus das symbolische Ereignis dieses Seins Gottes ist.

- Der vaterlose Mann selbst wurde lebendig, nachdem er tot und seit drei Tagen begraben war.

Der Mensch ereignet sich als Angesprochener, durch das göttliche Wort. Dieses Wort umfasst das Universum, erhält aber seine tiefste Konkretion erst in einer einmaligen Biographie. Menschwerdung Gottes bedeutet, dass der Logos in die Geschichte eintritt. Dieses lebensspendende Wort transzendiert Raum und Zeit und jede biologisch-mechanistische Bedeutung des Todes. Jesus Christus ist gestorben, aber in seiner Auferstehung zeigt sich die tiefere oben angesprochene nichtbiologische Bedeutung des Todes. Er ist der Unverfügbare ... In dem Zusammenhang noch ein kleiner Hinweis zu den drei Tagen: Die hier angezeigte Chronologie verweist auf eine bestimmte Struktur: Der erste Tag bezeichnet sozusagen die chronologische Zeit, der zweite Tag bezeichnet die Unterbrechung jeder Zeit (jedes tiefe Unglück, jedes einschneidende Ereignis wie Tod, Krankheit etc. unterbricht die Zeit), der dritte Tag steht für den Neuanfang und die Neuschöpfung.

- Vierzig Tage später stieg der vaterlose Mann auf einen Berg und verschwand dann mit seinem ganzen Körper im Himmel

Warum Dawkins aus Jesus einen Bergsteiger macht, kann nur er beantworten. Die Aussage hat jedenfalls nicht mehr Niveau als die Widerlegung der Seele durch die Behauptung, dass der Leichnam nicht weniger wiegt als der lebendige Mensch und es deshalb keine Seele geben kann. Wenn Jesus Christus das unverfügbare Wort ist, wenn der Leib nicht bloß ein abgrenzbarer Körper ist, sondern die Art und Weise, wie sich das „Ich“ („Selbst“) in die Welt einschreibt, ist er im Letzten nicht festhaltbar. Daraus ein kategoriales Spektakel zu machen, d.h. eine hochsymbolische Aussage zu einer Gespenstergeschichte zu positivieren zeugt von äußerst geringer hermeneutischer und geisteswissenschaftlicher Kultur.

- Wenn man sich private Gedanken durch den Kopf gehen lässt, kann der vaterlose Mann (und auch sein „Vater“, der er selbst ist) die Gedanken hören und möglicherweise daraufhin etwas unternehmen. Gleichzeitig hört er auch die Gedanken aller anderen Menschen auf der Welt.

Dass Jesus der „Vater“ ist, ist eine recht einfältige Auslegung der Trinitätslehre. Gott ist christlich gesehen überhaupt kein Gegenstand, vielmehr ist er „Ereignis“, es liegt also ein verbales Verständnis näher. Und wie oben erwähnt, ereignet sich Gott auf einmalige Weise in Jesus von Nazareth. Was das Gebet betrifft, auf das Dawkins anspielt, zeigt sich nur die Absurdität von Dawkins' Gottesvorstellung. Er macht Gott sozusagen zu einem Götzen, mit dem man verhandelt. Dagegen ist auch hier an der geistigen Dimension der Wirklichkeit festzuhalten, in die der Mensch immer schon hineingestellt ist mit jedem Satz, den er spricht. Daher ist mit der gesamten mystischen Tradition des Christentums und auch anderer Religionen festzuhalten, dass der niemals objektivierbare Gott dem Menschen immer schon

näher war als er sich selber. Das Gebet steht gewissermaßen am Anfang der Sprache, weil es darum weiß, dass jede geistige Initiative, die ich setze, immer schon aus einer Vorgängigkeit lebt.

- Wenn man etwas Schlechtes oder etwas Gutes tut, kann der vaterlose Mann es sehen, auch wenn es sonst niemand sieht. Entsprechend werden wir belohnt oder bestraft, zum Teil auch nach unserem Tod.

Hier sei auf den vorhergehenden Absatz verwiesen. Was Lohn und Strafe betrifft, soll nur ergänzt werden, dass der Mensch in seinem Wesen Beziehung mit dem Anderen, d.h. dem Mitmenschen, dem Leben, der Natur ist. Wo er diese verletzt, hat er immer zugleich schon sich selber verletzt. Wo er Gesten des Lebens setzt, geht er daraus als Lebendiger hervor.

- Die jungfräuliche Mutter des vaterlosen Mannes ist nicht gestorben, sondern wurde körperlich in den Himmel „aufgenommen“.

Unter Absehung komplexer dogmatischer Erörterungen, die an dieser Stelle nicht zu führen sind, sei nur kurz angemerkt, dass mit dem Dogma von der Aufnahme Mariens in den Himmel nicht zuletzt zum Ausdruck gebracht wird, dass mit Maria als Symbol der Kirche und Israels (wobei sie dieses Symbol nicht zuletzt deshalb ist, weil sie „Ja“ zum lebendigen Gott gesagt hat) auch Kirche, Israel und durch sie die ganze Menschheit von Gott angenommen sind.

- Wenn Brot und Wein von einem Priester (der aber Hoden haben muss) gesegnet werden, „verwandeln“ sie sich in Fleisch und Blut des vaterlosen Mannes.

Die Transsubstantiation von Brot und Wein in Leib und Blut Christi und damit die Realpräsenz Christi in der Eucharistiefeyer der Gemeinde sind zentrales Element des Christentums. Brot und Wein sind Symbole der Schöpfung und als solche sehr sorgfältig gewählt. Einerseits sind sie Gaben der Natur, andererseits sind sie vergeistigte Natur. Die christliche Gemeinde feiert in der Eucharistie die geistige Tiefendimension der Schöpfung, die in der Liebe, welche sich in einer ganz konkreten Biographie verdichtet hat, ihren Höhepunkt findet. Dabei feiert sie auch, dass es ein personales Fundament der Welt gibt, welches in Jesus einen Namen hat. Die Toten sind nicht einfach abwesende Gespenster, sondern Person und Geist reichen über die Raumzeit hinaus. Die Unverfügbarkeit des raumzeitlich Abwesenden ist das höchste denkbare Anwesendsein (nie das unmittelbar Gegenwärtige kann zur höchsten Liebe führen, sondern nur ein Moment der Abwesenheit, sonst wird Liebe zur Pornographie ...).

Was würde also ein philosophisch gebildeter und begabter Mensch, ja was würde ein Aristoteles, Kant oder Hegel, was würde ein hochkarätiger Theologe wie Thomas von Aquin sagen, wenn sie zur Feldforschung an den Lehrstuhl für „Public Understanding of Science“ nach Oxford kämen? Was würden sie zu Dawkins und seinen Ausführungen sagen?